



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kaemmel, Otto: Vor vierzig Jahren : Erinnerungen. 4. In Zittau während
des böhmischen Feldzuges

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Schließlich sei, um das Bild von der gegenwärtigen Bedeutung der optischen Telegraphie zu vervollständigen, noch der ungeheuern Verbreitung der Verständigung durch Signalflaggen kurz gedacht. Mit einer Flagge vermag man 33 Zeichen zu übermitteln, mit zwei Flaggen schon 1400, mit drei 13 500 usw. Eine fühlbare Konkurrenz ist dem optischen Telegraphen, besonders im Verkehr von Schiffen untereinander oder zwischen Schiffen und Land, in der drahtlosen Telegraphie erwachsen, die jedenfalls berufen sein wird, die unvollkommnere optische Zeichengebung in vielen Fällen entbehrlich zu machen. Dennoch wird, trotz aller Fortschritte der elektrischen Telegraphie in ihren verschiedenen Systemen, der optische Telegraph auch weiterhin noch Gelegenheit genug haben, eine wichtige Rolle im menschlichen Verkehrsweisen zu spielen, und wir werden seiner kaum jemals völlig entraten können.



Vor vierzig Jahren

Erinnerungen von Otto Kaemmel

4. In Zittau während des böhmischen Feldzuges



a die Stadt als Etappe während des ganzen Feldzuges starken Durchgangsverkehr zu erwarten hatte, so wurde ein Wagenpark gebildet, um der regellosen Requisition einzelner Militärs zu steuern, eine Feldbäckerei auf der Schießwiese eingerichtet, die zuletzt dreihundert Militärbäcker beschäftigte, und das Lazarett in der frei und lustig liegenden neuen Bürgerschule an der Promenade, von der die weiße Flagge mit dem roten Kreuze wehte, auf 600 Betten gebracht, namentlich für Schwerverwundete, die nicht weit transportiert werden konnten. Die Behandlung übernahmen neben den Militärärzten auch Ärzte der Stadt. Daß es sich bald füllen würde, war zu erwarten, denn der Kriegsschauplatz lag zunächst wenig Meilen von der Grenze und in Hörweite des Kanonendonners. Aus den Zeitungen erfuhren wir darüber in den ersten Tagen wenig, denn sie kamen spärlich und unregelmäßig an, dafür wurden die amtlichen preussischen Depeschen durch Anschlag bekannt gemacht. Man las sie anfangs mit kritischem Blick, spöttelte wohl darüber, hielt die darin gemeldeten Erfolge für übertrieben, für „preussischen Wind“, und manche widerstanden nicht der Versuchung, sie abzureißen, wogegen bald eine scharfe Verordnung erging, stand doch die Stadt unter Kriegsrecht. Aber die ruhige, schmucklose Sachlichkeit dieser kurzen Berichte machte bald einen überzeugenden Eindruck, weil jeder folgende die vorhergehenden gewissermaßen bestätigte, und sie stach weit ab von den aufgebauschten unwahrscheinlichen Depeschen, die von österreichischer Seite etwa durch die Vermittlung der Augsburger Allgemeinen Zeitung zu uns drangen.

In den ersten Tagen nach dem Einmarsch bedurfte es keiner Depeschen. Am 27. (Mittwoch) verbreitete sich die Nachricht von einem scharfen Gefecht in der Nähe von Miemes (bei Hühnerwasser am 26. Juni), das sehr verlustvoll gewesen sein sollte, und als ich gegen neun Uhr Abends von meinem Dienst auf dem Rathause nach Hause ging, machte sich eben ein Feldlazarett, dessen Wagenkolonne auf dem Markte stand, zum Aufbruch nach dem Schlachtfelde fertig; singend marschierten die Leute in die Nacht hinaus. Am nächsten Morgen (28.) hatten wir die lebendigen Beweise des Sieges vor Augen: die ersten österreichischen Gefangnen, 103 Mann, trafen mit Fußmarsch ein, von einer wohl überflüssig starken Eskorte, 12 Landwehrhusaren und 36 Füsilieren begleitet, zu einem Viertel Jäger, der Mehrzahl nach Italiener vom Regiment Haugwitz, die mit dem Rufe *Evviva la Prussia!* übergelaufen waren. Das tröstete viele Zuschauer über die Niederlage; aber wie konnte man auch Italiener gleich bei diesem ersten Gefecht ins Feuer schicken und den Preußen somit ihren Sieg erleichtern, der nach der Versicherung der Offiziere die Truppen geradezu elektrifizierte, weil ihnen dabei die Überlegenheit ihres Zündnadelgewehrs gegenüber der törichten Stoßtaktik der Österreicher, die ihnen seit 1859, trotz der Erfahrungen des dänischen Feldzuges von 1864, als die höchste militärische Weisheit galt, zum erstenmal klar geworden war. Aber an demselben Tage noch wurde uns klar, daß sich in größerer Entfernung ein ernstster Kampf entsponnen habe, wie man denn die österreichische Hauptarmee, angeblich 300 000 Mann, an der Isar vermutete und mit Genugthuung angebliche Äußerungen preussischer Offiziere erzählte, dagegen sei die preussische Armee zu schwach. Seit dem frühen Morgen war in der freien Umgebung der Stadt ferner Kanonendonner hörbar, kurze, dumpfe Schläge in wechselnden Pausen; gegen zehn Uhr wurde er so stark, daß die Leute von den Bleichen im Süden der Stadt hereinkamen, weil sie glaubten, die Schlacht näherte sich. Um Mittag trat eine Pause ein, nach zwei Uhr wurde das Feuer wieder deutlich vernehmbar. Es war das blutige Gefecht von Münchengrätz und Podol an der Isar, das sich hier sozusagen vor unsern Ohren abspielte, in einer Entfernung von durchschnittlich 40 Kilometern. Am nächsten Tage berichteten ein paar Pioniere, die zurückkamen, einige Einzelheiten von dem Kampfe; zugleich ging das dritte schwere Feldlazarett des achten Armeekorps durch die Stadt, und achthundert Verwundete wurden angemeldet, einzelne Wagen mit solchen trafen auch schon im Laufe des Tages vor dem Hauptlazarett ein. Da war es in der That an der Zeit, daß zur Bildung eines Vereins für die Pflege der Verwundeten und der Kranken im Felde aufgefördert wurde; an so etwas hatte man bis dahin in Sachsen überhaupt noch gar nicht gedacht. Ein Bittauer Expeditur, der mit der preussischen Feldpost bis Münchengrätz gekommen war und unmittelbar von dort zurückkehrte, hatte noch überall die Leichen der Gefallnen und zahllose Uniformstücke, Waffen und dergleichen liegen sehen und war über die Bohlen der abgebrannten Brücke nur mit Mühe kriechend

über die Sfer gekommen; er hatte den Eindruck eines schweren, blutigen, aber für die Preußen siegreichen Kampfes und war voll Bewunderung für die „prächtige Armee“, die er im Bivak gesehen hatte. Zugleich trafen die ersten noch unklaren und unvollständigen Nachrichten von siegreichen Gefechten der schlesischen Armee bei Nachod (27. Juni) und Skalitz (28. Juni) ein; also waren die Preußen auch von Osten her in Böhmen einmarschiert. Demgegenüber machten die Nachrichten vom österreichischen Siege bei Custoza (24. Juni), die wir am 29. hatten, und von der preußischen Niederlage gegen die Hannoveraner bei Langensalza (27. Juni), die am 30. eintraf, keinen großen Eindruck, denn die Entscheidung lag weder dort noch hier.

Und nun kam die Anzeige, daß König Wilhelm mit dem Großen Hauptquartier, gegen 1100 Menschen und 800 Pferde, am 30. (Sonnenabends) die Stadt passieren werde, um persönlich den Oberbefehl in Böhmen zu übernehmen. Das bedeutete unzweifelhaft: die Preußen waren dort im raschen, allenthalben siegreichen Vordringen, und die große Entscheidung nahte heran. Am Vormittag ritt die Stabswache an der Stadt vorbei, eine glänzende, buntfarbige Truppe aus allen Reiterregimentern der Armee gebildet; Nachmittags 3 Uhr 20 Minuten traf von Görlitz her über Löbau der königliche Zug ein, von zwei Lokomotiven gezogen. Da weder der Bahnhof noch der Bahnsteig abgesperrt war, sondern nur eine Ehrenkompagnie dort stand, so waren die Bittauer zu Hunderten hinausgeeilt, um in einem Gemisch von Groll und Ehrfurcht den greisen Kriegsherrn zu sehen; im Namen der Stadt begrüßten ihn der Bürgermeister Haberhorn und der Stadtverordnetenvorsteher Rechtsanwalt Döring, auch der Amtshauptmann war anwesend. Vom begeisterten Hurra seiner Truppen empfangen stieg der König in Überrock und Feldmütze aus und schritt ihre Front ab; er sah sehr frisch aus und war offenbar guten Mutes. Auch Bismarck (in der Uniform des Halberstädter Kürassierregiments) verließ den Wagen und ging ein paar Minuten auf und ab; ich habe ihn damals zum erstenmale gesehen, doch stand er mir zu fern, als daß ich einen klaren Eindruck von ihm hätte gewinnen können; Moltke war nicht sichtbar. Nach etwa zehn Minuten ging der Zug nach Reichenberg weiter, wo der König im Schlosse des Grafen Clam-Gallas sein Hauptquartier nahm. Von Kohnfurt aus hatte Moltke 12 Uhr 45 Minuten den drei in Böhmen stehenden Armeen den Vormarsch auf Königgrätz befohlen, in Reichenberg traf noch am späten Abend das Telegramm des Prinzen Friedrich Karl über den Sieg bei Gitschin (29. Juni) ein.

Uns kam von Gitschin zunächst am 1. Juli nur eine dunkle Kunde, aber doch schon die Nachricht, daß dort auch die Sachsen im Feuer gewesen seien (Brigade Kronprinz) und schwer gelitten hätten. Dagegen wurden nun die amtlichen Depeschen über die Siege bei Nachod und Skalitz und über die Kapitulation der Hannoveraner am 29. Juni bekannt. Mißmutig schrieb damals mein Vater:

„Wie lange wird das fast beispiellose Vertrauen auf Benedek noch standhalten?

Grenzboten IV 1906

75

Nach allen Nachrichten sind die Preußen sehr im Vorteil, und während die Operationen derselben klaren Zusammenhang zeigen, sieht man auf der andern Seite nichts von Plan und Sicherheit." Das liebe unverständige Publikum freilich wollte in allen diesen Kämpfen nur „Vorpostengefechte“ sehen, worunter es offenbar „vorbereitende Kämpfe“ verstand, die große Entscheidung stehe noch aus. Daß es sich aber schon um sehr ernste und blutige Kämpfe handelte, das wurde bald auch dem hartnäckigsten Verehrer Benedek's klar: die Periode der großen Verwundeten- und Gefangnentransporte begann, und mitten hinein schmetterte die Kunde von Königgrätz.

Es war eine ganz freiwillige Leistung, wenn die Verpflegungsdeputation nunmehr ihr Hauptquartier auf dem Bahnhofe aufschlug und ihren Dienst so ordnete, daß die Mitglieder von zwölf Uhr Mittags bis Mitternacht oder von Mitternacht bis Mittag anwesend oder wenigstens verfügbar waren. Kam freilich ein Zug etwa kurz vor Mitternacht an, dann verstand es sich von selbst, daß auch die, deren Dienstzeit ablief, dablieben und mitarbeiteten, und die meisten Züge kamen Nachmittags oder Nachts. Wie oft habe ich damals nach einer zuweilen harten, durchwachten Nacht die Sonne aufgehn sehen! Freiwillig lieferte auch die Bürgerschaft, was zur Verpflegung von Hunderten und Tausenden notwendig war: Brot, Fleisch, Wurst, Speck, Wein, Bier und Schnaps. War ein Zug telegraphisch von Reichenberg her gemeldet, dann machte sich alles an die vorbereitende Arbeit, schnitt Brot und belegte es mit kaltem Fleisch oder Speck, füllte große Körbe oder übernahm den Ausschank von Getränken. Zuweilen wurde auch in großen Kesseln Rindfleisch mit Reis gekocht. Dazu wurden den Pflegern die einzelnen Teile des Zuges, so gut es ging, zugewiesen; auch Damen beteiligten sich dann und wann. Oft verspätete sich freilich ein Zug, oder er brachte mehr Verwundete und Gefangne als angemeldet waren, was ziemlich oft vorkam, dann geriet der schönste Verteilungsplan in Unordnung, und es konnten nicht alle Insassen befriedigt werden; zuweilen gingen auch die Vorräte aus. War der Zug eingefahren, und stand er fest, oft von einem Ende des langen Bahnsteigs bis zum andern, dann wurden die Wagen, meist Packwagen, zuweilen auch offene Loris, geöffnet, und wir gingen, zu zwei einen großen Wäschekorb schleppend oder eine Flasche mit Gläsern tragend, an die Verteilung; die Hände griffen eifrig zu, und wenn es nicht anders ging, wenn ein Wagen auf der Perronseite nicht geöffnet werden konnte, so krochen wir unter den Wagen durch nach der andern Seite hinüber, und wenn etwa Verwundete nicht aussteigen konnten, so stiegen wir auch in die Wagen hinein. Ein seltsamer Anblick! Bei schwachem Licht einer Laterne saßen und lagen die Leute bunt durcheinander, aßen und tranken und erzählten wohl auch von ihren Erlebnissen; andre waren ausgestiegen und drängten sich auf dem halbdunkeln Bahnsteig; dazwischen erneuerten Ärzte, wo es nötig war, die Verbände oder verfügten über die Schwerverwundeten, die ausgeladen und auf Tragbahren in das große Lazarett verbracht wurden,

meist in den ersten Morgenstunden, wenn die Straßen noch menschenleer waren, denn die tiefblaffen oder gelben, abgemagerten, verbundnen, zuweilen auch verstümmelten Leute waren kein Anblick für weiche Gemüther; die Leichtverwundeten gingen weiter, meist bis Dresden, wo das alte noch jetzt stehende Kabettenhaus in der Neustadt zum Lazarett eingerichtet worden war. Verhältnismäßig selten waren Hieb- und Stichwunden, dafür heilt ein Bajonettstich etwa ins Gesicht sehr langsam und schwer; weit überwogen die Schußwunden, oft nur den Zündnadelkugeln herrührten, so war nicht selten das Fleisch glatt durchschlagen. Einem Österreicher war z. B. ein solches Geschöß durch den rechten Vorderarm, den Oberarm und die Seite gegangen, ohne eine andre Spur zurückzulassen als sechs gerötete kleine Risse; der Mann hatte lang hingestreckt im Anschlag gelegen. Einem andern freilich saß die Kugel noch im Knie, als er ankam; er konnte nur mit Mühe und unterstützt die wenigen Schritte bis zur Verbandstation humpeln, wo Strohlager und Matratzen bereit gemacht waren. Meist recht schlimm waren die von Granatsplittern verursachten schweren Wunden. Ein Preuße kam mit hochgeschwollener Wacke an und behauptete, es sitze da ein Granatsplitter, was kaum glaublich schien, denn der hätte doch den Kopf oder mindestens die Kinnlade zerschmettert. Aber es kam wirklich ein fingerlanges, gekrümmtes Eisenstück heraus, das ihm nur ein paar Zähne eingeschlagen, sonst aber keinen Schaden angerichtet hatte. Einem armen Teufel von Österreicher dagegen hatte ein Granatsplitter die halbe Wade weggerissen, sodaß der Knochen bloßlag; die Wundränder waren schon brandig, und der Mann hatte den Kinnbackenkrampf, als er herausgehoben wurde, kaum daß er die Zähne etwas auseinanderbringen konnte. Auch schon amputierte Verwundete waren darunter; man brachte sie möglichst rasch aus dem Wagen und ins Lazarett. Die meisten trugen ihr Geschick still und ohne Klage; sie rauchten meist und unterhielten sich mit den Umstehenden.

Die großen Transporte begannen am 3. Juli. Deshalb erhielt auch der Bahnhof ein Wachkommando von Landwehrleuten und einen Kommandanten, denn nach beiden Richtungen hin war der militärische Verkehr äußerst rege, der gewöhnliche Verkehr war dagegen immer noch eingestellt. Namentlich kleinere Abteilungen Verwundeter oder einzelne kamen mit jedem möglichen Zuge an und waren dann sehr mittheilbar. Ein Schwabe vom 40. (Hohenzollernschen) Füsilierregiment erzählte, sie wären fast eine Woche lang in kein vernünftiges Quartier gekommen, hätten im Regen bivouakert und wären nicht trocken geworden. Fleisch hätten sie genug bekommen, aber sehr wenig Brot. Die Brunnen habe das böhmische Landvolk größtenteils verdorben, nur Bach- und Pfützenwasser hätten sie zum Trinken gehabt; um so willkommener wären ihnen die reichen Biervorräte der Brauereien von Münchengrätz gewesen. Die Dörfer hätten sie meist verlassen vorgefunden, erst jetzt kämen die in törichter Angst geflüchteten Bewohner zurück, und alle Straßen stünden voll

von Wagen mit Lebensmitteln, die billig zu haben seien. Alle Wege und Stege lägen noch voll von Pferdefadavern, die einen unerträglichen Geruch verbreiteten und die Luft weithin verpesteten, auch in dem hohen Korn fanden sich noch Tote, und die Felder seien mit Waffen und Uniformstücken bedeckt. Der Mann war bei Münchengrätz verwundet worden. Als man ihm sagte, die Württemberger hätten sein Heimatland besetzt, lachte er nur spöttisch.

Der erste Zug, den ich mit verpflegte, war am 4. Juli für acht Uhr Abends gemeldet, aber inzwischen ging ein endloser Zug mit einem Pontontrain von Löbau durch, der auf der eingleisigen Bahn manchen Aufenthalt an den Ausweichstationen veranlassen mußte, und erst als es schon dunkelte, gegen neun Uhr, traf der erwartete Zug bei strömendem Regen ein. Er brachte Verwundete von Gitschin, alles durcheinander, überwiegend Österreicher, von denen weitaus die meisten Slawen, Ungarn und Italiener waren, wenige Sachsen, aber einen ganzen Wagen mit Offizieren. Einer von den Preußen erzählte, er habe von sechs Uhr Abends die ganze Nacht bis früh gegen vier Uhr auf dem Schlachtfelde gelegen, ehe er geholt worden sei. Daß es auch nach Gitschin vorwärts gegangen sei, wurde aus so manchem klar; brachte der Zug doch die Nachricht mit, daß die Preußen die Festung Josephstadt erklümt hätten. Das war falsch, aber am Nachmittage war eine Depesche durch die Station Zittau gegangen, die noch nicht veröffentlicht war, die Preußen hätten einen neuen großen Sieg errufen. Es war die erste Kunde von Königgrätz. Daß der Übergang über die Elbe vorbereitet werde, zeigte schon der eben beförderte Pontontrain und ein zweiter, der in der Nacht eintraf und auf dem Markte auffuhr. Bei diesem siegreichen Fortschreiten der preussischen Waffen befremdete es, daß am 5. Juli die Bürgerschaft durch Anschlag aufgefordert wurde, ihre Waffen an eine aus städtischen Beamten und Offizieren gebildete Kommission auf dem Bahnhofe abzuliefern, die gegen die Preußen zu gebrauchen noch keinem Menschen eingefallen war. Doch kam eine Menge guter Gewehre, denn es gab viele Jagdliebhaber und eifrige Schützen in Zittau. Mein Vater freilich, der auch einige Zeit bei der Jägerkompagnie, der Elitetruppe der Kommunalgarde, gestanden hatte — ich war als kleiner Junge sehr stolz darauf gewesen, denn er sah in der kleidsamen dunkelgrünen Uniform in hohem Tschako mit weißem Federstutz, schwarzem Lederzeug, Hirschfänger und Büchse sehr stattlich aus —, hatte diese Ausrüstung längst verkauft und verfügte nur noch über eine harmlose alte Flinte großen Kalibers aus dem Erbe meines Großvaters und über einige stumpfe Rapiere, dazu die Nachbildung eines römischen Pilums. Als ich mit diesem Waffenmagazin antrat, wurden mir die Rapiere als unschädlich — das waren sie wirklich — zurückgegeben, die Flinte dagegen behalten und ebenso das Pilum, denn es erschien mit seinem langen Eisen und den Widerhaken seiner Spitze als eine gefährliche Waffe und wurde als „römischer Speiß“ in die Liste eingetragen. Also geschah es 1390 Jahre nach dem Untergange des weströmischen

Reichs in einer fernen Ecke Germaniens hinter dem hercynischen Walde, daß diese alte Waffe des Legionars noch als militärisch verwertbar galt. Ob das nach abermals 1390 Jahren mit unsern modernen Waffen bei den rasenden Fortschritten der Vernichtungstechnik auch noch der Fall sein wird?

Während sich die Bürgerschaft noch über diese Entwaffnung ärgerte und darüber wie billig rechtchaffen räsonierte, brachten die Zittauer Nachrichten, das Amtsblatt der Stadt, am Nachmittage die offizielle Depesche des Königs Wilhelm an die Königin von einem entscheidenden Siege der Preußen zwischen Horschitz und Königgrätz am 3. Juli; noch am Abend erfuhr man, daß der Feldmarschallleutnant von Gablenz im preußischen Hauptquartier erschienen sei, um Friedensvorschläge zu machen, am 6. Juli, daß Kaiser Franz Joseph dem Kaiser Napoleon Venedig zur Verfügung gestellt und damit seine Intervention angerufen habe! Der Eindruck war betäubend und erschütternd, denn wer noch die Hoffnung auf eine Wendung zugunsten Österreichs durch eine Entscheidungsschlacht festgehalten hatte im Vertrauen auf Benedek, der mußte sich sagen, das sei nun vorbei. Bei alledem empfand man eigentlich die Verflechtung unsrer eignen Truppen in die furchtbare Niederlage nicht so sehr tief. Denn die Armee stand der Bevölkerung damals ziemlich fern, die Stadt hatte fast seit zwanzig Jahren keine Garnison, die gebildeten bürgerlichen Familien hatten, ganz wenige ausgenommen, deren Söhne Offiziere waren, gar keine Beziehungen zur Armee, und man wußte auch von ihren Schicksalen begreiflicherweise sehr wenig. Daß sie tapfer ihre Schuldigkeit tat, dessen war man sicher, und das erkannten auch die preußischen Offiziere zur allgemeinen Befriedigung unumwunden an.

Und nun kamen sie in langen Zügen, Tag für Tag, mit Eisenbahn und Fußmarsch, die Verwundeten und die Gefangnen von Königgrätz. Am 6. Juli, wo ich von Mittag bis Mitternacht Dienst hatte, habe ich drei Züge mit verpflegt, und ein vierter Zug war schon angekündigt. Der erste kam kurz vor fünf Uhr und brachte überwiegend Preußen, einige Wagen aber auch mit Österreichern und Sachsen, die meisten noch von Gitschin. Der zweite traf gegen halb sieben Uhr ein, aber er enthielt mehr als tausend Mann, statt der angekündigten fünfhundert, meist gefangne Österreicher, und kostete uns eine Arbeit von anderthalb Stunden; als er abgefertigt war, hatten wir in unserm Zimmer keinen Tropfen und keine Krume mehr. Und schon war für elf Uhr ein dritter Zug angemeldet, siebzehn Wagen mit etwa fünfhundert Mann, zur Hälfte Preußen, zur andern Österreicher, alle von Königgrätz wie ihre Vorgänger. Die Preußen hatten oft die weißen österreichischen Röcke oder die schönen, warmen grauen Kapotmäntel angelegt oder Sägerhüte mit den grünen Federbüschen, denn ihre eignen Uniformstücke waren arg mitgenommen, auch ihre Mäntel weniger praktisch. Aus ihren Erzählungen gestaltete sich schon stückweise ein Bild von der gewaltigen Schlacht. Ein preußischer Säger berichtete ganz zutreffend, der Kampf sei zunächst wesentlich von der Artillerie

geführt worden, die Entscheidung habe der Kronprinz durch seinen Flankenangriff gebracht. Ein Füsilier, von einem Granatsplitter am Arme verwundet, hatte über zwei Stunden im furchtbarsten Granatfeuer gestanden (offenbar im Swiepwalde bei der siebenten Division), das seiner Kompanie alle Offiziere bis auf einen Sekondeleutnant gekostet habe; der mit dem Bajonett anstürmenden Österreicher hätten sie sich nur mit fortgesetztem Schnellfeuer erwehren können; bis auf fünfzig Schritt etwa wären diese herangekommen, dann aber zusammengebrochen „wie Halme“; „hätten wir die Zündnadeln nicht gehabt, so hätten sie uns alle zusammengehauen“. Die Österreicher hätten eine sehr günstige Stellung auf Höhen gehabt, doch hätte ihre Artillerie nicht gut gezielt, und viele Granaten wären nicht krepirt; dagegen habe sich die sächsische Artillerie durch die große Präzision ihres Feuers bemerkbar gemacht (das bestätigt unter anderm auch Prinz Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen, Aus meinem Leben, III, 296). Auf der andern Seite klagte ein österreichischer Offizier einem Bittauer Arzte, der ihn verband, bitterlich über die Korruption in der österreichischen Heeresverwaltung; auch sei die Armee bei weitem nicht so stark, wie man geglaubt habe.

Am nächsten Tage wurden 671 österreichische Gefangne mit 181 Mann Bedeckung unter einem Offizier angefangt. Die Gefangnen marschierten in ihren grauen Mänteln und blauen Feldmützen auf der Neustadt auf und wurden dann im Marstall untergebracht, einem alten umfänglichen Gebäude mit hohem Ziegeldach und einer Menge von Böden, aus deren kleinen Fenstern die Gefangnen gleich darauf neugierig herausfahen. Die Bedeckung wurde einquartiert. Wir erhielten davon sechs Pommern vom neunten Regiment, wackre, bescheidne Leute, die Abends eine Kalbskeule ziemlich aufaßen und nachher eine Karte des Kriegsschauplatzes eifrig studierten. Im Feuer waren sie noch nicht gewesen, sie hatten bei Turnau Magazine zu bewachen gehabt und kamen auch von dort. Die Zahl der Gefangnen bei Königgrätz, die meist marschieren mußten, schätzten sie auf 20000. Dort habe auch der König ein Bataillon, das alle seine Offiziere verloren hatte, persönlich wieder geordnet und ins Feuer zurückgeschickt (vgl. Lettow-Vorbeck II, 467). Schon am nächsten Tage, 8. Juli, rückte ein neuer Zug von über 2000 österreichischen und sächsischen Gefangnen unter einer Eskorte von 218 Mann von Reichenberg ein; sie wurden ebenfalls in Massenquartieren untergebracht, erhielten aber zum Teil die Erlaubnis auszugehn und wandelten nun friedlich Arm in Arm mit den Preußen der Bewachungsmannschaft in der Stadt umher. Es waren viele Ungarn darunter, schmucke Leute. Einer davon, ein Unteroffizier vom Regiment Coronini, der schon 1859 in Italien, 1864 in Schleswig mitgefochten hatte und das Deutsche ziemlich fertig sprach, war bei Königgrätz in strömendem Regen viermal im Feuer gewesen; zuletzt hatte er sich in einem brennenden Dorfe, dessen Namen er nicht wußte, von drei Seiten angegriffen, mit seinen Leuten ergeben müssen. Die Eisenbahn brachte in diesen

Tagen nur Verwundete, der erste Zug am Abend des 7. Juli 500 bis 600, darunter schwer verstümmelte Unglückliche, zu deren Aufnahme zwanzig Tragbetten bereit standen, ein andrer von 39 Wagen, der von zwei Lokomotiven gezogen in der regnerischen, kalten und windigen Nacht des 8. Juli erst nach Mitternacht eintraf, führte mehr als 800 Verwundete, darunter zwei Wagen mit Sachsen. Sie hatten das Gefecht von Gitschin und auch den nächtlichen Kampf um das Städtchen mitgemacht und waren auf die Österreicher, die nicht recht standgehalten hätten, schlecht zu sprechen. Erst gegen zwei Uhr dampfte der Zug wieder in die Nacht hinaus. Auch erbeutete österreichische Munitionswagen, leicht und fast elegant gebaut, kamen gelegentlich mit, so am 7. Juli zwischen 20 und 30. So ging es Tag für Tag. Die Konstituierung des Vereins für die Pflege der Verwundeten und Kranken am 7. Juli, an der auch mein Vater teilnahm, war also sehr zeitgemäß.

Daß der Krieg gegen Österreich entschieden sei, wurde inzwischen immer klarer. Denn der Sieg von Königgrätz erschien, je mehr Einzelheiten bekannt wurden, um so größer, meldete doch der erste genauere preussische Schlachtbericht am 7. Juli 18000 bis 20000 Gefangne und 120 erbeutete Geschütze (tatsächlich waren es 174). Von diesen sahen wir am 13. Juli neun Stück vorübergehn, schöne Bronzerohre, aber die gelb-schwarzen Räder und Lafetten von unten bis oben mit dicken Kotlagen bedeckt. Je weniger wir nun an eine Wendung auf dem österreichischen Kriegsschauplatz noch zu glauben vermochten, desto mehr bekümmerte es uns, daß im Westen doch noch ein ernstster Kampf begann, der an dem Resultat schwerlich etwas ändern konnte, sondern nur unnütz deutsches Blut vergoß, falls nicht etwa Napoleon der Dritte sich zur bewaffneten Intervention entschloß. Es gab verblendete Leute genug, die sie herbeiwünschten, so sehr hatte die kleinstaatliche Misere alles nationale Gefühl ertötet. Und nun ging am 10. Juli Graf Benedetti durch, der französische Gesandte in Berlin, und Beust eilte nach Paris! Das alles beunruhigte die verständigern Leute sehr. Andererseits passierte am 13. Juli ein hoher italienischer Generalstabsoffizier in schwarzem, pelzverbrämtem Schnürröck mit einem mecklenburgischen Flügeladjutanten unsern Bahnhof, denen freilich für die Weiterfahrt nur ein Wagen dritter Klasse im Anschluß an einen langen Proviantzug zur Verfügung gestellt werden konnte. Offenbar wurde eifrig hin und her verhandelt.

Doch rastlos rückten die Preußen vor; am 12. hatten wir die Nachricht, daß das königliche Hauptquartier in Zwittau, auf mährischem Boden stehe (wo Benedetti endlich Bismarck erreichte); am 14. erhielt ein Leutnant von den Pionieren, der bei uns im Quartier lag, den Befehl, nach Brünn abzugehen, das also schon besetzt war, an demselben Tage gegen Abend hieß es, den Ereignissen voraus, drei preussische Armeekorps stünden nur noch sechs Stunden von Wien, am 18., daß sie Lundenburg, die mährisch-niederösterreichische Grenzstation, besetzt hätten. Auch im Westen waren die Preußen

offenbar in raschem siegreichem Vordringen gegen Frankfurt, das der Rumpfbundestag flüchtig verließ, um in den „Drei Mohren“ zu Augsburg sein ruhmloses Ende zu finden; am 16. zog Manteuffel in der Bundestagsstadt ein. Es ging alles „in betäubender Rapidität“. Zum Glück beschränkte sich auch die Intervention Napoleons auf Verhandlungen, wobei er freilich die Ausdehnung der Bundesreform auf Süddeutschland verhinderte; Beusts Mission mißglückte zu allgemeiner Erleichterung, und Napoleon ließ offiziös erklären, seine Beziehungen zu Preußen hätten niemals aufgehört die allerbesten zu sein (16. Juli). Dazwischen tauchten gelegentlich Nachrichten von österreichischen Siegen auf, wofür im benachbarten böhmischen Städtchen Rumburg eine rührige und dreiste Lügenfabrik bestand, so am 16. von einer Schlacht bei Olmütz, am 20. von einem Siege des Erzherzogs Albrecht, der die Südmarmee nach Wien zurückgeführt hatte, bei Gänserndorf, doch sie zerplatzten alsbald wie schillernde Seifenblasen.

Freilich in der Stadt sah es immer noch recht kriegerisch aus. Das Hauptlazarett enthielt etwa zweihundert Schwerverwundete und war der Gegenstand großer Teilnahme, andre leichter Verwundete, namentlich Offiziere, waren in Privatpflege und zeigten sich häufig in der Stadt. Noch am 14. Juli ging eine Schar von Krankenpflegern und Krankenpflegerinnen unter dem Roten Kreuze nach Böhmen durch, und Barmherzige Schwestern trafen ein. Dazwischen passierten Rekonvaleszenten und Ersatztruppen in kleinern und größern Abteilungen, lange Proviant- und Munitionszüge (zum Ersatz der verbrauchten Munition) fast täglich. Unsre Bäckerkolonne rückte am 14. nach Böhmen (Kolín) ab, die Feldbäckerei auf der Schießwiese wurde aufgehoben. Wir bedauerten das in mancher Beziehung, denn wir hatten mit ihrem gutmütigen, wackern Chef, dem Premierleutnant v. B., auf dem Einquartierungsbureau im Rathause, wenn gerade nichts wichtigeres zu tun war, manches Stündchen behaglich verplaudert. Dr. Tobias, der mit Bienenfleiß alles für seine Geschichte sammelte, hatte auch alle diese hübschen Dinge im Protokoll gebucht, zuweilen auch zu seiner eignen Freude mit seinem Humor gewürzt. Ebenso wurden die Linientruppen, die Kompagnie vom vierzehnten Regiment und ein Kommando Pioniere, die bisher unsre Garnison gebildet hatten und ein sehr gutes Andenken hinterließen, am 18. nach Böhmen vorgeschoben; der Ersatz, eine Kompagnie vom vierzehnten Landwehrinfanterieregiment, das direkt von Danzig kam, die Wagen des endlosen Zuges noch mit den verdorrten Maien von der Ostsee geschmückt, und die Etappen besetzen sollte, war schon am 14. eingetroffen. Aber auch an Verwundetenzügen fehlte es noch immer nicht, nur kamen sie nicht mehr von den Schlachtfeldern, sondern von den böhmischen Lazaretten; zuweilen brachten sie auch Särge von Offizieren und deren Angehörige in tiefer Trauer mit, am 8. August ein Extrazug die Leiche des jungen Prinzen Anton von Hohenzollern, der am 3. Juli schwer verwundet worden war. Noch am 19. Juli kam ein Zug mit 530 gefangnen

Österreichern aus den Prager Lazaretten, die von ihren Bedeckungsmannschaften, 80 Mann Gardelandwehr, stattlichen Leuten, mit großer Sorgfalt behandelt und von uns gepflegt wurden, obwohl der kommandierende Leutnant das anfangs nicht zugeben wollte. Die etwa ankommenden Sachsen wurden gegen Handschlag in die Heimat oder in Privatpflege entlassen und von uns, wenn nötig, mit Geld unterstützt. Auch eroberte Geschütze trafen noch ein, am 16. Juli 15, darunter das einzige sächsische, das bei Königgrätz verloren worden war, am 19. Juli 17, am 21. 13 mit einigen Pontons und einer Masse von Gewehren u. s. w., sodaß wir im ganzen 154 Kanonen vorübergehn sahen, und noch sollte eine Menge in Turnau stehn. Allmählich hörten jedoch die großen Transporte auf, und vom 16. Juli ab wurde wieder wenigstens ein regelmäßiger Zug zwischen Reichenberg, Löbau und Görlitz eingerichtet, der auch „Zivilisten“ beförderte; über acht Wochen lang war der gewöhnliche Verkehr völlig unterbrochen gewesen. Und wie sah es auf dem Bahnhofe aus, über den vom 25. Juni bis zum 6. September im ganzen 52000 Achsen zu je 40 Zentnern Belastung gegangen waren! Die Schienen waren so zerfahren, daß lange Eisenpläne herabhingen, denn sie auszuwechseln war keine Zeit.

Je augenscheinlicher nun der Krieg nicht nur entschieden war, sondern auch zu Ende ging, desto drängender trat die Frage an uns heran: Was wird aus Sachsen? So wenig man eine Annexion wünschte, die Möglichkeit einer solchen mit ihren einschneidenden Konsequenzen nach der jahrelangen feindseligen Spannung zwischen Sachsen und Preußen und der Rolle, die Preußen dabei gespielt hatte, lag doch vor. Mein Vater erörterte einmal mit mir, weil das für mich entscheidend werden konnte, in aller Ruhe die Folgen, die eine Annexion für die höhern Schulen haben könne. Ihr Verhältnis zu einem Provinzialschulkollegium würde gebundner sein als das jetzige zum sächsischen Kultusministerium, und die jungen sächsischen Gymnasiallehrer, zu denen ich demnächst zu gehören hoffte, würden wohl nach den altpreussischen Provinzen geschickt werden. Andererseits sei wegen der damit verbundenen Berechtigungen eine stärkere Frequenz der obern Klassen zu erwarten. Auch im Schoße des Stadtrats war gelegentlich von diesen Möglichkeiten die Rede, und dabei war die Äußerung gefallen, wenn etwa die preussische Regierung der Stadt allein die Unterhaltung des Gymnasiums und der Realschule überweise, dann werde die Stadt die Gehalte herabsetzen müssen. Den Befürchtungen, die deshalb in seinem Kollegium auftauchten, trat mein Vater mit der Erklärung entgegen, er werde sich gegen eine solche Absicht nicht nur energisch wehren, sondern er meine auch, die preussische Regierung sei nicht derart, daß sie einem Magistrat hierin ganz freie Hand lasse, sie pflege ihm vielmehr die Höhe der Gehalte vorzuschreiben. Wenn man nun auch durchaus keine Annexion wollte, so war doch der Umschwung der Stimmung zugunsten eines engeren Bundesverhältnisses mit Preußen unverkennbar. Freilich fehlte es nicht an

lebhaften Debatten, auch in der „Sozietät“, der ersten Gesellschaft der Stadt, deren Lesezimmer der regelmäßige Sammelplatz gebildeter Männer war. Als einmal einer der Herren behauptete, Österreich habe in dem ganzen Konflikt „moralischer“ gehandelt, wurde ihm das von verschiedenen Seiten aufs entschiedenste bestritten. Recht bedenklich war es vollends, daß Theologen innerhalb und außerhalb der Kirche in dem wohlgemeinten Bemühen, die Ereignisse „unter christliche Gesichtspunkte zu stellen“, nach Theologenunart von ihrer engen theologisch-moralisierenden Schablone aus ein apodiktisches politisches Urteil über die jüngste Vergangenheit fällten und dieses subjektive Urteil, das nur gut und böse kennen wollte, schlechtweg für das christliche hielten, gewissermaßen dem lieben Gott untergeschoben wollten, als ob die göttliche Weltregierung nicht auch aus diesen Ereignissen deutlich genug gesprochen hätte. War nicht auch hier die Weltgeschichte das Weltgericht gewesen, oder soll man sie nur dann als solches anerkennen, wenn sie mit dem eignen Wännen übereinstimmt? Erzürnt schrieb ich damals nach einem solchen Erlebnis in mein Tagebuch: „Die Weltgeschichte ist ein sittlicher Prozeß, aber ihre Tafeln sind keine Moralfibel für Kinder.“ Doch die Zahl der unbefangener urteilenden wurde immerhin größer. Nicht wenig trug zu dieser Wandlung der tiefe Mißmut darüber bei, daß der Anschluß Sachsens an Österreich das Land der Invasion schutzlos preisgegeben und die tapfern sächsischen Truppen zu einem österreichischen Hilfskorps ohne Nutzen für ihr Heimatland gemacht habe. Besonders unter unserm Landvolk, das damals die Lasten der Wehrpflicht ganz überwiegend trug, war diese Stimmung um so weiter verbreitet, als von dem Schicksal der eignen Söhne und Brüder natürlich zunächst gar nichts und auch später nur Unvollständiges bekannt wurde. „Warum schmeißen denn unsre Soldaten nicht die Gewehre weg und ergeben sich?“ fragte man da wohl grimmig. Das Urteil des kleinen Bürgerstandes aber faßte in diesen dunkeln Tagen ein Handwerksmeister in die Worte zusammen: „Preußen muß auf sein Großmaul (das sich übrigens in den Kriegsdepeschen nicht gezeigt hatte) Kloppe kriegen, aber Österreich darf nicht siegen.“ Denn bei den Tausenden von österreichischen Gefangnen, mit denen man sich meist nicht einmal verständigen konnte, weil sie überwiegend undeutschen Stämmen angehörten — die deutsch-österreichischen Regimenter hatten in Italien gekämpft —, war doch immer wieder das Gefühl durchgebrochen: „Das sind Fremde, die uns im Grunde nichts angehn“, und hatte ein Staat, der so zusammengesetzt war, ein Recht auf die Führung des deutschen Volks? Auf der andern Seite hatten die endlosen preußischen Kolonnen, die ganze imponierend großartige Heeresrüstung und der ununterbrochne Siegeslauf dieses Heeres einen um so tiefern Eindruck gemacht, je weniger man das alles erwartet hatte — was wußte man damals in Sachsen von Preußen und seiner Armee! —, und mochten sie auch unsre Gegner sein, niemand konnte doch verkennen, daß sie unsre deutschen Landsleute waren. Ich habe damals versucht, diese Stimmungen in einem Artikel

(„Aus der südlichen Oberlausitz“), meinem ersten journalistischen Versuch, zu schildern, den ich an die Nationalzeitung schickte, aber niemals befehen habe, weil es die Redaktion nicht der Mühe wert hielt, mir ein Exemplar der Nummer (345) zu senden. Der Krieg wurde somit eine praktische Schule für die gegenseitige Kenntniss der deutschen Stämme, die mehr wirkte als die schönsten Reden und tausend Zeitungsartikel.

Allmählich wurde die nächste Zukunft lichter. Am 25. Juli kam die Nachricht vom Abschluß einer fünftägigen Waffenruhe (vom 22. an). Freilich schien die Ankunft mehrerer Trains schwerer Belagerungsgeschütze damit in Widerspruch zu stehn; wenigstens machten sie klar, daß die Preußen auch zur Fortsetzung des Krieges, zum Angriff auf Josephstadt und Königgrätz, die sie ja unbezwungen im Rücken gelassen hatten, entschlossen seien, falls inzwischen nicht sichere Grundlagen für den Frieden gefunden würden, doch blieben die Geschütze auf ihren Wagen am Bahnhof stehn und gingen nach wenig Tagen wieder rückwärts, denn am 26. Juli kam der Präliminarfriede von Nikolsburg zustande — wir ahnten damals nicht, unter welchen schweren Kämpfen —, dessen Bedingungen uns der Telegraph am 29. meldete. Also war der unverfürzte Bestand Sachsens zugestanden, sein Eintritt in den Norddeutschen Bund vor- gesehen. Daß der Friede nun ganz bestimmt bevorstehe, das versicherte auf unserm Bahnhofe kein Geringerer als der Herzog Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha, der am 31. Juli vom Hauptquartier des Kronprinzen zurückkehrte, ein stattlicher, breitschultriger Herr in der ihm durchaus gemäßen blauen Interims- uniform seines preußischen Kürassierregiments. Am 4. August kam König Wilhelm selbst auf der Durchreise von Prag nach Berlin zur Eröffnung des Landtags (5. August) durch Zittau. Genau fünf Wochen vorher hatten wir ihn an uns vorüberfahren sehen der schweren Entscheidung entgegen; jetzt war sie unwiderruflich gefallen, und er kam als Sieger, als der künftige Oberherr des Norddeutschen Bundes, also auch als der künftige Bundesgenosse unsers eignen Königs. Zu Hunderten waren wieder die Zittauer hinaus- geströmt und erfüllten den Bahnhof, der auch diesmal nicht abgesperrt war; nur ein Kommando Landwehr und die dienstfreien Offiziere unsrer Garnison nahmen einen Teil des Bahnsteigs ein, dazu waren die Vertreter der Stadt erschienen. Um zweiundeinhalb Uhr fuhr der lange Hofzug ein, die beiden Maschinen und die meisten Wagen mit Laubgewinden und preußischen Fahnen geschmückt. Der König stieg diesmal nicht aus, sondern unterhielt sich vom Wagen aus mit den Herren, die ihn begrüßten; bei ihm war der Kronprinz, dessen männliche Schönheit und freundliches Wesen auf alle den allerbesten Eindruck machte. Bismarck stieg aus, und er schien in sehr heitrer Stimmung — was lag alles hinter ihm! Noen zeigte sich auf dem Perron seines Salon- wagens. Das waren also die Männer, die das deutsche Volk zur Einheit führten halb wider seinen Willen! Vier Jahre später waren sie die Helden der ganzen Nation.

Und nun erfüllte es doch alle mit der größten und freudigsten Genugtuung, daß Bismarck die dreisten französischen „Kompensationsforderungen“ am Rheine, die uns am 13. August bekannt wurden, rundweg ablehnte. Dann brachten die Zeitungen am 20. die Nachricht von Beusts Entlassung, die niemand bedauerte, am 26. die Bedingungen des Prager Friedens vom 23. August. Daß Sachsen in das neue Bundesverhältnis eintreten, also seine unbeschränkte Militärhoheit aufgeben und auf selbständige auswärtige Politik verzichten sollte, das fand man gerade in den maßgebenden Kreisen der Stadt nach den Erfahrungen der letzten Jahre ganz in der Ordnung, mein Vater aber gab offen seine Genugtuung darüber zu erkennen, daß alles, was der sächsische Landtag von 1850 von der Regierung vergeblich gefordert habe, der enge bundesstaatliche Anschluß an Preußen, nun doch errungen sei.

Indem die kriegerische Flut, die seit dem 15. Juni über Zittau hinweggegangen war, ebhte — auch das Realschulgebäude wurde seiner friedlichen Bestimmung wieder zurückgegeben, das Lazarett allmählich geräumt —, stellte man auf dem Rathause die bisherigen Einquartierungslasten der Stadt bis zum 17. August zusammen. Das ergab 68 654 Einquartierungstage für Offiziere und Mannschaften im Werte von durchschnittlich 12 Groschen (im ganzen also etwa 27 000 Taler) und 10 000 für Pferde. Noch einmal kehrte allerdings die Flut zurück, denn die Rückmärsche aus Böhmen begannen, und über Zittau sollten vom 1. bis 10. September im ganzen 57 892 Mann mit 13 296 Pferden mit Fußmarsch zurückgehen; die andern Etappen an der Grenze waren Hof, Bodenbach (nachdem die Elblinie freigegeben war), Nachod und Oderberg. So rückten sie denn Tag für Tag an, Jäger, Infanterie, Pioniere mit einem endlosen Pontontrain von 42 Wagen, Batterien, Lazarette, nur wenig Reiterei, unter schmetternder Musik, in strammer Haltung, mit festem Tritt, sonnverbrannt, abgemagert, bärtig, in entfärbten und abgetragenen Uniformen; auch den Pferden sah man den Feldzug an, und manche Wagendeichsel war durch ein junges Baumstämmchen ersetzt. Andre Kolonnen gingen auf andern Straßen zurück, Prinz Hohenlohe z. B. marschierte mit seiner Artillerie über Georgenthal (III, 341 f.).

Ich konnte dieses immer wieder fesselnde Schauspiel nicht bis zum Ende verfolgen. Am 7. September erhielt ich vom Kultusministerium die Weisung, mein Probejahr in Plauen i. V. anzutreten, am 10. reiste ich dahin ab, bis Löbau noch mit Post, in neue Verhältnisse hinein. In ihnen erlebte ich mit innerstem Anteil den Abschluß des Friedens mit Preußen, die Rückkehr der sächsischen Truppen und die Gründung des Norddeutschen Bundesstaats.

Bemerkung. Außer meinem eignen, in dieser Zeit sehr ausführlichen Tagebuche habe ich meine und meines Vaters Briefe aus der Göttinger Zeit sowie das Tagebuch meines Vaters benutzt, wozu natürlich noch die sehr lebendige, wenn auch im einzelnen nicht mehr ganz zuverlässige und ausreichende Erinnerung kommt, dazu die Darstellung des schon erwähnten Zittauer Lokalhistorikers Anton Tobias (gestorben 1872): Geschichte der preussischen Invasion in Zittau und der südlichen Oberlausitz, Zittau, im Selbstverlag, 1867, ein Buch, das auf der genauesten

und bis in die kleinsten Einzelheiten gehenden Sammlung des einschlägigen Materials beruht, das aber jede Unterscheidung des Wichtigen und Unwichtigen und, einzelne Szenen abgerechnet, auch jede Gabe der Darstellung vermissen läßt. Für den ganzen Feldzug ist der beste und kundigste Führer auch für alle Einzelheiten, durch den mir vieles von dem, was ich selbst erlebt habe, erst klar geworden ist, Oskar von Lettow-Vorbeck, Oberst a. D., Geschichte des Krieges von 1866 in Deutschland, Berlin, E. S. Mittler und Sohn, drei Bände (erster Band: Gastein bis Langensalza, 1896, zweiter Band: Der Feldzug in Böhmen, 1899, dritter Band: Der Mainfeldzug, 1902) mit einer Menge trefflicher Karten und Pläne. Der leider vor wenigen Jahren in Oldenburg infolge eines Unfalls verstorben Verfasser, selbst Teilnehmer am Feldzuge, hat außer der umfangreichen Literatur die ihm zugänglichen Archive auf beiden Seiten, vollständig das preußische Kriegsarchiv und eine Menge wichtiger persönlicher Aufzeichnungen und Auskünfte hervorragender Offiziere zu einem gewaltigen Gesamtbilde verarbeitet, mit dem Grade der Objektivität, die einem Mitlebenden und Mithandelnden überhaupt möglich ist, und mit freimütigem Urteil. Er behandelt auch die politischen Vorgänge, die den Krieg herbeiführten und begleiteten, eingehend, das Schwergewicht aber liegt natürlich in der Darstellung der kriegerischen Ereignisse. Tag für Tag entfaltet sich auf jedem der großen Schauplätze das Drama vor unsern Augen, und da immer auch die Dispositionen der Kommandostellen mitgeteilt werden, so ist es möglich, tief in den Zusammenhang der Vorgänge und in die Motive der Führer hineinzusehen. Allerdings fehlt es der Erzählung, etwa mit Friedrings glänzendem und ergreifendem Gemälde verglichen, einigermassen an Farbe, das Streben nach militärischer Genauigkeit überwiegt, aber es mangelt nicht an gelungenen Charakterbildern der hervorragenden Führer: des Kronprinzen, des Prinzen Friedrich Karl, Benedeks u. a., denn nirgends mehr als im Kriege entscheidet die Persönlichkeit, ihre Einsicht und ihr Wille.



Minnesang und Satire



eder Mensch, jede Zeit bietet dem, der ein Auge dafür hat, eine komische Seite, um so mehr, je reicher und eigenartiger sich ihr Leben entfaltet hat. Nicht einmal das Höchste, Heilige bleibt vom Spott verschont, wie sollte das sein beim Gezierten, Übertriebenen, Konventionellen. Und von solchen Elementen ist der Minnesang voll sogar in seinen edelsten Blüten. Die suezten wort, das unmännliche Schmachten der eisenharten Ritter kann an sich schon ein Lächeln hervorrufen, notwendig aber fordert es den Spott heraus, wenn es einmal nur noch als herkömmliche Phrase, als feststehender lyrischer Stil auftritt, noch verbunden mit allerlei Sprödigkeit, Gefahren und einer traumhaften Unklarheit über die Person der besungenen Frau. Nehmen wir dazu die völlig verrückten Ansichten über eheliche Liebe und Treue — ein französischer Minnehof gibt auf die „akademische“ Frage, ob wahre Minne unter Eheleuten möglich sei, eine entschieden verneinende Antwort —, so verstehen wir, wie ein unbefangener Beobachter, der seinen natürlichen Menschenverstand nicht einfach den Anschauungen der Gesellschaft unterordnete, den Kopf schütteln mußte. Stellen wir uns noch vor die Masse von Schundliteratur, die ein gütiges Schicksal uns vorenthalten hat,